

Claudia Pawlenka (Hrsg.): Sportethik. Regeln – Fairness – Doping. Paderborn: mentis 2004. ISBN 3-89785-306-X, 328 S., 38,- €

Sportethik?

Michael Jackson ist Opfer eines skrupellosen Musikbusiness. Nach der Verleihung eines Preises stellt sich heraus, dass der geehrte Musiker das Stück gar nicht selbst komponiert hatte. Die Veranstalter eines Festivals setzen sich mit den Einnahmen ab, als sich abzeichnet, dass das Festival rote Zahlen schreibt. Die Texte einer gewissen Musik animieren deren jugendliche Hörer zu Gewalt oder Selbstmord.

Das alles sind ethische Probleme der Populärmusik. Gibt es deshalb eine Populärmusikethik? Man fühlt sich an Anscombe's *mince pie syllogism*¹ erinnert: Populärmusikethik ist Ethik, sofern sie von Populärmusik handelt.

Aber vielleicht gibt es doch so etwas wie eine Sportethik. Im Vorwort zu ihrem Sammelband versucht Claudia Pawlenka, die Existenz einer solchen Bereichsethik plausibel zu machen. Dass der Sport genauso alt ist wie die Ethik kann dabei nicht als Argument gelten (10); sonst gäbe es auch eine Theaterethik. Auch kann es nicht eine Ethik motivieren, dass es im Sport Fälle von Brutalität und Betrug gibt. Niemand braucht eine Ethik um herauszufinden, dass *Betrug* schlecht ist, noch weniger, um ihn zu verhindern. Dazu bedarf es einerseits einer Kenntnis der deutschen Sprache, andererseits einer Polizei, einer Kommission oder vergleichbarer Maßnahmen. Ein Buch zur Sportethik ist keine solche Maßnahme.

Meinhard Volkamers Beitrag ist in diesem Sinne zuzustimmen, und es ist schade, dass Pawlenka ihn als ‚humoristisch-zugespitzte Glosse‘ einordnet. Sein „Vergleich mit axiomatischen Setzungen in der Mathematik“, schreibt sie, gemahne „an einen apriorischen Erkenntniszugang, wie er Nicolai Hartmanns Ethik des intuitiven, unmittelbaren, nicht weiter begründbaren Wertefühlens zugrunde liegt“ (20). Wenn das so ist, kann man über Volkamer schmunzeln, muss es aber nicht. Der Mann meint es jedoch durchaus ernst, und er spricht mit keinem Wort über unmittelbare Intuitionen oder Hartmänner.²

¹ Elisabeth Anscombe, *Intention*, Basil Blackwell 1957, p. 58.

² Wenn ein ethischer Apriorismus hartmannscher Prägung die Lehrbarkeit der Tugend auf die Annahme stützt, dass das Wissen des Guten ‚in der Tiefe der Seele liege‘ und durch Besinnung ‚ans Licht des Bewusstseins‘ gelangen kann (Hartmann, *Ethik*, Berlin 1962: 29),

Volkamers Beitrag gehört an den Anfang des Bandes. Er schreibt erstens: „Sport ist kein Sonderfall für anständiges Verhalten“ (164). Es ist überflüssig, ein Foul sportimmanent zu verurteilen, denn das erweckt nur den Anschein, dass es sportextern in Ordnung wäre. Ebenso wenig macht es Sinn, einen „spezifischen Code für Sportmedizin“ zu schaffen, nur um dort zu verankern, dass Sportmediziner eben für die Gesundheit und nicht nur für die Leistungskraft ihrer Patienten sorgen sollen, wie es Dietmar Mieth fordert (231). Besser wäre es, den inoffiziellen Code der Sportmedizin an den ganz normalen Medizinercode wieder anzugleichen. Der beinhaltet genau das bereits.

Zweitens schreibt Volkamer richtig: „Verhalten, das sich ausschließlich an rationalen Argumenten orientiert, ist unter anderem von der äußeren Situation abhängig und deshalb auch widerlegbar“ (165). Es kann in der Ethik prinzipiell nicht darum gehen, *rein rationale* Gründe für dieses oder jenes Verhalten in diesem oder jenem Kontext zu finden. Es sei denn, unter diesen rationalen Gründen finden sich solche, die selbst schon ethisch sind. Die haben dann die Form „das tut man nicht“.³ Jemanden, der erst einmal *alles* tun würde, kann man nicht davon überzeugen, dass er anständig sein soll.

Nun schreibt Pawlenka, dass die herkömmliche Ethik nicht einfach so auf ethische Probleme im Sport angewendet werden könne. Wenn das stimmt, muss sie geändert werden, und dabei sollte eine echte Sportethik entstehen. Es gilt dann, die Grundnormen eines bestimmten Praxisfeldes in die ethische Reflexion eingehen zu lassen; in der Sportethik im engeren Sinn geht es dann um die „Rekonstruktion der Gelingensbedingungen sportlicher Praxis“ (Konrad Ott, 133). Aber was sind spezifisch sportliche Normen, und wo liegen die Mängel der herkömmlichen Ethik? Sie bedient sich „in der kritischen Analyse und Normenbegründung der theoretischen Mittel der Philosophie“ (Pawlenka, 12). Das kann an sich nicht falsch sein. Man möchte vielmehr wissen: Welcher Mittel denn sonst? Soll sie sich praktischer Mittel bedienen? Ein *praktisches* Mittel scheint doch so etwas zu sein wie ein Fußtritt, ein Sprechakt oder ein Schraubenzieher. Wenigstens Sprechakte zählen bereits zu den Mitteln der Philosophie. Was sind dann die besonderen theoretischen Mittel der Sportethik?

dann scheint vielmehr der Utilitarismus derart lehrbar zu sein. Utilitaristisches Denken hilft zu einer Lösung, die sich ohne Hinzunahme von Prämissen ergibt, die der Betroffene nicht ohne weiteres als seine eigenen erkennen könnte. Man kann sie aus seinen Präferenzen errechnen. Das ist genau die Art, in der wir die Geometrie ‚aus den Tiefen unserer Seelen ans Licht bringen‘. Volkamer scheint es dagegen nicht um unmittelbare Intuitionen zu gehen, sondern darum, dass wir in gewisse Ülichkeiten bereits eingeübt sein müssen, und diese nicht im Nachhinein durch eine Ethik rechtfertigen oder etablieren können. Daher wäre ein Verweis auf neoaristotelische Ethiken angebracht, um ihn einzuordnen.

³ Das greift natürlich zu kurz. Es kann nicht nur darum gehen, das ‚man‘ etwas nicht tut, sondern dass je *ich* etwas nicht tue. Fairness ist, wie Robert Prohl zutreffend zitiert, nicht die Einhaltung irgendwelcher impersonaler Standards, sondern „die Klarheit in der je eigenen sportlichen Leistung“ (123). Bloß das „sportlichen“ könnte man hier noch weglassen.

Es mag sein, dass sich die Sportethik derzeit noch zu einer Disziplin entwickelt (13). Man wird ein wenig abwarten müssen, um zu sehen, was sie ist. Vorläufig lässt sich dem Inhaltsverzeichnis entnehmen, dass die Sportethik von (a) Regeln, (b) Fairness und (c) Doping handelt.

Ist es unfair, auf Mängel in der Übersetzung hinzuweisen? Das wäre sicherlich der Fall, wenn es nur darum ginge, dass Pawlenka „that is to say“ mit „das ist zu sagen“ übersetzt (49) oder von „Untersuchungstypen“ (33) spricht anstelle von „fraglichen Typen“. Auch kann man vielleicht noch nachhelfen, wenn es heißt: „Verstöße sind in Wirklichkeit oft konstitutive Regeln“ (54); aber was war da wohl gemeint? Man möchte spätestens dann zum Original greifen, wenn es über eine „ergiebige Forschungsrichtung“ heißt, dass in ihr „keine einzige wissenschaftliche Disziplin, keine einzige Analyseebene ... eine Nische“ habe (59), dass nicht hintergehbare Regeln die seien, die jederzeit außer Kraft gesetzt werden könnten (34), oder wenn man Folgendes über die „Rolle der Regeln in einem Spiel“ liest: „sie scheinen in einer ganz besonderen Beziehung zu den Regeln zu stehen“ (31).

So ist nie ganz klar, ob das, was auf den ersten Blick so aussehen könnte wie eine mangelhafte Anwendung der „theoretischen Mittel der Philosophie“, nicht doch einfach schlecht übersetzt ist. R. Scott Kretchmar scheint zum Beispiel, in seinem Beitrag, überhaupt nicht zwischen Regeln und Regelmäßigkeiten zu unterscheiden. Hier stehen die ‚Regeln‘ der Physik unvermittelt neben denen der Religion und des Sports. Aber was sind die ‚Regeln der Physik‘? Sind es Regeln für Physiker, oder sind es Regelmäßigkeiten in der physikalischen Welt? Auf diese Weise wird überhaupt nicht klar, was es mit der Unterscheidung zwischen regulativen und konstitutiven Regeln auf sich haben könnte. Regulative Regeln, so wird John Searle zitiert, könnten die „gleiche Beschreibung oder Spezifizierung erhalten, ganz gleich, ob diese Regeln schon existierten oder nicht“ (53). Dem kann ich keinen Sinn abgewinnen. Ist eine Regel regulativ, falls ich sie auch dann beschreiben kann, wenn sie nicht existiert? Searle meint es anders: regulative Regeln regeln Dinge, die es auch in ungeregelter Weise geben könnte.

Konstitutive Regeln sollen andererseits solche sein, die das erst ermöglichen, was sie regeln. Das ist so weit richtig, nur passt es überhaupt nicht zur Rede von ‚Regeln der Physik‘. Denn: ermöglichen die ‚Regeln der Physik‘ etwa nicht erst das, wovon sie handeln? Regeln für Physiker ermöglichen die Physik als Disziplin. Physikalische Regelmäßigkeiten ermöglichen physikalische Dinge; ohne die gäbe es auch keinen Sport. Also sind die Regeln der Physik konstitutiv? Nein. Regeln der Physik müssen von Regelmäßigkeiten im Bereich der physikalischen Gegenstände unterschieden werden. Wenn es überhaupt ‚Regeln‘ der Physik gibt, dann sind es Verhaltensnormen für Physiker, und die konstituieren den Berufsstand des Physikers.

(a) *Konstitutive Regeln* sind jedenfalls wichtig, denn Sport ist eines der Dinge, die nur durch solche Regeln möglich werden. Der erste Teil des Bandes dient

der Etablierung dieser Einsicht. Nach Bernard Suits Definition von ‚game‘ geht es in einem Regelspiel darum, ein Ziel unter Einsatz festgesetzter und unzweckmäßiger Mittel zu erreichen. Um einen Ball in ein Loch zu befördern, gehe ich eben nicht hin und lege ihn hinein, sondern ich schlage aus reichlicher Entfernung mit einem Golfschläger.

Wenn es Sportarten geben sollte, die nicht zugleich Regelspiele sind, sind sie vielleicht im Rahmen einer Sportethik uninteressant. Umgekehrt ist aber nicht besonders klar, wie sich die *sportlichen* Regelspiele vor anderen auszeichnen. Treibe ich Sport, wenn ich versuche, Wittgenstein aus dem Gedächtnis zu zitieren, obwohl das Buch vor mir liegt? Oder wenn ich Gemüse selbst anbaue statt es zu kaufen? Vielleicht nicht; andernfalls scheint sich eher eine *Spielethik* zu ergeben. Was zeichnet sportliche Regelspiele vor anderen aus? Pawlenka schreibt, dass es mit dem „Konstruktionsprinzip des Sports und der inhärenten Unsinnigkeit der Genese sportlicher Leistungen“ zusammenhänge, dass es im Sport um das Austesten *natürlicher* Grenzen *körperlicher* Leistungsfähigkeit gehe (104). Der Tatbestand scheint richtig. Die Begründung, falls es eine sein soll, überzeugt aber vorerst nicht.

Nun scheint die Definition des Regelspiels als „Unzweckmäßigkeit mit Zeck“ das Kapital zu sein, aus dem sich die Sport- und Spielethik speist. Denn die Einhaltung der konstitutiven Spielregeln ist nur um des Spieles willen motiviert. Im Sport werden die Mittel nicht in Hinblick auf einen Zweck gewählt, sondern in Hinblick auf eine *Form*. Ich benutze den Golfschläger nicht, weil es der beste Weg zum Ziel ist, sondern weil ich Golf spiele. Dementsprechend haben die konstitutiven Regeln eines Spiels auch einen eigenartigen normativen Status. *Wer sie verletzt, spielt gar nicht mit.*

(b) Möglicherweise lässt sich so sagen, was *Fairness* ist: die Einhaltung der konstitutiven Regeln eines Spiels (Hans Lenk, 120). Ob sich daraus eine Ethik deduzieren lässt, ist nicht ganz so klar. Es mag sein, dass ein unfaires Spiel irgendwann kein Spiel mehr ist. Umgekehrt ist aber nicht etwa alles, was aufhört, ein Spiel zu sein, ein unfaires Spiel. Ein Boxer kann im Gegenteil gerade aus *Fairness* aufhören zu boxen. Andererseits gibt es Möglichkeiten, in völligem Einklang mit den Regeln eines Spiels dieses Spiel zu ‚verderben‘, etwa durch das Schinden von Zeit.⁴ Gibt es immer eine geschriebene oder ungeschriebene Regel, die so etwas verbietet? Jedenfalls scheint es auch dann unfair zu sein, wenn es solche Regeln nicht gibt. Und dann ist *Fairness* doch nicht dasselbe wie die Einhaltung von Regeln (Ott, 142). Man kann zwar, um die gegenteilige These zu retten, zwischen formellen und informellen Regeln unterscheiden (Lenk, Pawlenka). Die ungeschriebenen können dann aber nur anhand dessen rekonstruiert werden, was eben als fair gilt. Damit verliert die Definition der *Fairness* als Regeleinhaltung jeglichen Gehalt.

⁴ Dafür ist allerdings nur in einer Fußnote Platz (Emrich und Papathanassiou, 66).

(c) *Doping* ist in der Tat ein spezifisches Problem der Sportethik, hieraus „nährt sie sich“ (Eckhard Meinberg, 242), und hier beginnt es, wirklich interessant zu werden. Jedoch ist nicht unmittelbar klar, warum solche Fragen gestellt werden: was Doping sei, und warum Doping verwerflich sei. Die Antworten fallen allzu leicht: Doping ist der unzulässige und unverantwortliche Gebrauch pharmazeutischer Mittel zur Leistungssteigerung. Doping ist verwerflich, weil es unzulässig und unverantwortbar ist. Hier lauert kein „sehr komplexes Problem, dessen ethische ... Erörterung mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat“ (Dietmar Mieth, 226). Das Problem, erklärt Mieth allerdings, besteht in der Klärung der Frage, was *warum* unzulässig ist. Es geht also natürlich nicht darum, wie ‚Doping‘ zu definieren sei und warum das so definierte Doping schlecht ist, sondern um die Frage, was konkret als Doping gezählt werden soll (Pawlenka, 293). Aber auch hier gibt es weniger zu klären, als es scheint. Mieth führt das selbst vor, indem er zunächst vier Bedingungen anführt, unter denen eine pharmazeutische Leistungssteigerung als Doping gezählt werden könnte: wenn sie unfair, gesundheitsschädlich oder betrügerisch ist, oder wenn sie dem „Konsens über das, was unerlaubt ist“ zum Opfer fällt. Die vierte Bedingung ist schon seltsam. Sie scheint so etwas wie einen Joker darzustellen für alles, was Mieth vergessen hat. Dann aber sagt uns Mieth, warum keine der vier Bedingungen, für sich genommen, ausreichen würde (daher die Komplexität): „Ein einziges kategorisches Kriterium für Doping würde stets in Widersprüche geraten“ (229). Aber wie könnte sich ein *einziges* kategorisches Kriterium je in einen Widerspruch verwickeln? Es müsste schon in sich selbst widersprüchlich sein, dann aber wäre es kein Kriterium. Mieth meint natürlich nur, dass jedes der Kriterien möglicherweise in einen Widerspruch zu *anderen* Kriterien gerät: zum Beispiel werden Gesundheitsgefährdungen generell toleriert (zweites vs. viertes Kriterium) und „nicht jede Leistungssteigerung ist falsch“ (ein bisher unbekanntes Kriterium, wieder vs. das vierte). Das zeigt, dass Mieth die Bewertungen, die er anführt, doch gar nicht selbst produziert. Er weiß, dass Doping schlecht ist, weil es zu den Dingen gehört oder Dinge einschließt, die *man nicht tut*. Dagegen ist überhaupt nichts zu sagen; es ist nur das, was Volkamer auch sagen wollte.

Jedenfalls kann uns die Sportethik laut Mieth lehren, dass Doping deswegen falsch ist, weil es unfair, gesundheitsschädlich, betrügerisch oder sonstwie sittenwidrig ist. Wenigstens für zwei dieser Kriterien kann man weiterhin einen sportspezifischen Hintergrund annehmen: im Sport gelten andere Sitten als anderswo, und Fairness ist eine spezifisch sportliche Tugend. Wenn aber Doping nur deswegen verwerflich wäre, weil es sportspezifische Tugenden verletzt, wäre dann der ‚unverantwortliche Einsatz pharmazeutischer Mittel zur Leistungssteigerung‘ anderswo gerechtfertigt? Auch in der Tierproduktion wird ‚gedopt‘ (Barbara Rantsch-Trill, 251).

Wenn es nur um die Einhaltung konstitutiver Regeln ginge, könnte man das Dopen auch einfach allen erlauben. Der Motorsport basiert ja auch darauf, dass sich Menschen beim Gebrauch technischer Hilfsmittel in Gefahr bringen, und

sogar ganz ‚normale‘ Sportarten lassen Krüppel zurück (Eugen König, 207f.). Solange heimlich gedopt wird, scheint Doping einfach auf Betrug hinauszulaufen: man leistet eigentlich gar nicht selbst, was man da an den Tag legt (De Wachter, 263). Wenn es erlaubt und offiziell geschähe, wäre es nicht mehr oder weniger verwerflich als jede andere gesundheitsgefährdende Maßnahme.

Pawlenka verweist in ihrem Beitrag zum Dopingproblem erneut darauf, dass es im Sport wesentlich ist, mit welchen Mitteln das Ziel erreicht wird. Auch das Dopingverbot, lautet ihre These, leitet sich aus der besonderen Stellung der konstitutiven Regeln im Sport ab. Im Sport geht es nämlich gerade darum, ein Ziel durch *körperliche Anstrengung* zu erreichen. Was anfangs im Unklaren blieb, das besondere Merkmal *sportlicher* Regelspiele, erklärt nun die Empfindlichkeit des Sports gegenüber dem Einsatz unnatürlicher Mittel.

Selbstredend ist damit nicht alles geklärt. Die Unterscheidung zwischen natürlichen und künstlichen Mitteln ist nicht einfach zu handhaben. Auch Pawlenka liegt bisweilen daneben, wenn sie etwa behauptet, ein Auto sei nicht künstlich (297). *Selbstverständlich ist ein Auto künstlich*. Der feine Unterschied besteht darin, dass die Modifikation eines Autos nicht ohne weiteres ein künstlicher *Eingriff* ist, die Verabreichung von Medikamenten an einem Sportler aber sehr wohl. Hier zeigt sich aber zunehmend sportethische Substanz. Auch wenn die Sportethik vielleicht keine besonderen theoretischen Mittel hat, so hat sie doch ihre besonderen theoretischen *Probleme*. Die Frage nach dem Unterschied zwischen Regelspielen und *sportlichen* Regelspielen ist eines dieser Probleme, und im Zusammenhang damit steht die Frage danach, was ‚natürlich‘ ist.

Allerdings hat man letztlich doch den Eindruck, dass die Erklärung des Dopingverbotes aus dem Konstruktionsprinzip des Sports über das Ziel hinaus geht. Was dabei herauskommt, ist nämlich, dass ein gedopter Sportler eigentlich gar keinen Sport mehr betreibt. Wer die konstitutiven Regeln missachtet, spielt gar nicht mit. Dann gilt aber: „Es gibt nur ‚Sport oder Doping‘“ (Sven Güldenpfennig, 311). Das ist zu viel des Guten, denn es befördert die Dopingproblematik geradewegs aus dem Horizont der Sportphilosophie hinaus. Und was wäre die ohne das Problem, von dem sie sich nährt? Wenn Doping gar kein Sport ist, kann es auch nicht *im Sport* verboten werden. Oder anders: wenn etwas nur deswegen sportethisch verwerflich ist, weil es kein Sport ist, dann könnte es doch sein, dass wir einfach keinen Sport treiben sollten. A fortiori keine Sportethik.

Dass wir nun mitten in eine sportethische Debatte geraten sind, zeigt am Ende doch, dass Pawlenka ein *gutes* Buch herausgegeben hat. Es ist nicht langweilig, sondern regt zum Denken an. Die Auswahl der Beiträge lässt eine Dynamik erkennen, ja sogar eine gewisse Spannung entstehen. Die Reihenfolge stimmt also und wenig ist redundant. Letztlich profitiert auch der skeptische Leser, gerade auch dann, wenn er einiges auszusetzen hat.

Boris Hennig (Saarbrücken)